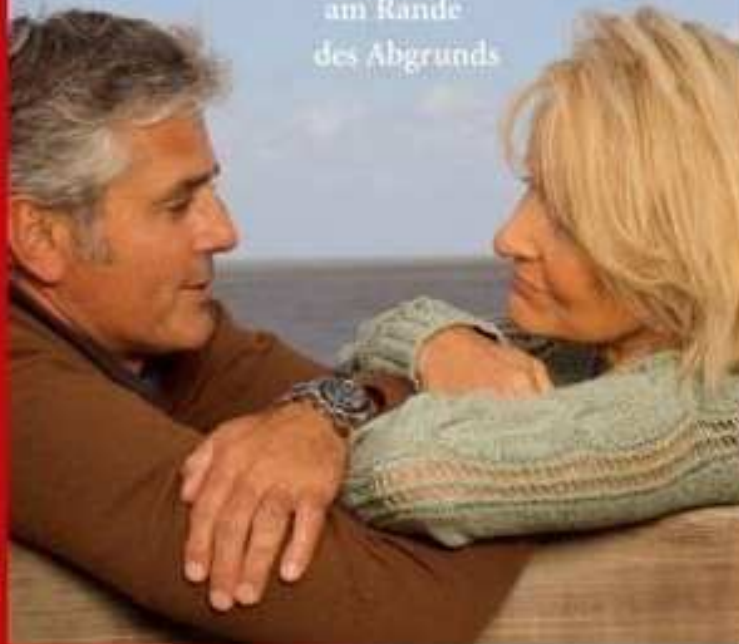


ERFAHRUNGEN

Diana Beate Hellmann

# Liebe ist nicht genug

Zwei Menschen im Bann  
einer tödlichen Krankheit,  
Hand in Hand  
am Rande  
des Abgrunds



BASTEL  
LOBBE

Für die Welt war Hollywood das Zentrum der internationalen Unterhaltungsindustrie, für mich war es das Zuhause. Lange bevor ich Noah begegnet war, hatte ich hier tiefe Wurzeln geschlagen, und nach Hollywood zurückzukehren war in jenem Oktober 2004 der einzige Lichtblick in meinem Leben. In dem Haus North Oceangate 101 hatte ich mich nie richtig eingelebt. Ich hatte es versucht, allein schon Noah zuliebe, doch war es mir nicht gelungen. Zum Teil lag das an den schrecklichen Dingen, die uns in den Monaten dort passiert waren, vor allem aber auch an Malibu selbst.

In diesem Paradies auf Erden waren der Himmel und der Ozean blau, der Strand und die Häuser weiß. Und diese malerische Schönheit lag eingebettet in die schroffen Felsen des Malibu Canyon. So konnte man es sehen.

Mir aber war Malibu immer vorgekommen wie das Ende der Welt: Wer es nicht mehr aushielt, musste sich ins Meer stürzen, einen anderen Ausweg gab es nicht.

Der Canyon trennte die Auserwählten vom Rest der Welt. Er schützte diejenigen, die alles hatten, vor denen, die nichts hatten, nur war es damit nicht getan. Wer alles hatte, musste sich immer noch vor all denen in Acht nehmen, die weniger hatten, und so war es nicht verwunderlich, dass man in Malibu zumeist nur Himmel und Ozean und Strand und Häuser und Berge sah -- doch keine Menschen.

Ich hatte mich in all den Monaten gefühlt wie in einer Ferienanlage in der Nach-Nach-Nachsaison.

Jetzt kehrten wir zurück in unseren früheren Alltag, in den lärmenden Verkehr zwischen dem Capitol Records Building und dem Kodak-Theater und in die von Glanz und Glitter überfrachtete Welt, die tagsüber den Touristen und nachts denen gehörte, die man nur aus dem Augenwinkel wahrnahm. Denn den Obdachlosen, Drogenabhängigen und Prostituierten blickte man im Allgemeinen nicht direkt in die Augen. Die Armut und Verzweiflung der Nacht hielten dem schönen Schein des Tages einen unbarmherzigen Spiegel vor, und den meisten machte dieser Spiegel Angst.

Doch ich brauchte ihn. Ich brauchte ihn, um mich ganz zu fühlen und nicht nur halb, denn das Leben bestand nicht nur aus Sonnenschein und Partys. Es gab auch Steuern, Zahnschmerzen, Gewalt und Angst, und wenn ich mir nicht regelmäßig vor Augen hielt, dass es diese Dinge gab, fühlte ich mich schnell, als sei ich das einzige Wesen auf Gottes Erdenrund, dessen Leben nicht nur aus Sonnenschein und Partys bestand.

Außerdem war ich ein Großstadtkind. Stille und Idylle beängstigten mich mehr, als dass sie mich beruhigten, und Noah erging es nicht anders. Er war in New York City aufgewachsen. Der Mann erschrak über das Zirpen einer Grille, nahm aber nicht wahr, wenn ein Hubschrauber über ihm kreiste. Mit diesen Erbanlagen gehörte er einwandfrei nach Hollywood. Er war im Moment nur zu enttäuscht, um sich das einzugestehen.

Das Haus in Malibu war sein Traum gewesen. Dass er diesen Traum wieder hatte verkaufen müssen, weil uns die finanziellen Mittel fehlten, ihn zu erhalten, empfand mein Mann als persönliches Versagen. Als ein weiteres persönliches Versagen neben Impotenz, Inkontinenz, Inkompetenz und vielem anderen mehr.

Er litt. Und ich litt, weil er litt. Doch war uns durch die Rückkehr nach Hollywood zumindest schon mal eine Last genommen, nämlich die finanzielle, und ich baute darauf, dass sich das auch auf andere Bereiche unseres Lebens positiv auswirken würde. Es musste schließlich wieder aufwärtsgehen mit uns. Der Mensch konnte nicht ständig die Luft anhalten. Noah und ich brauchten ein ausgiebiges Aufatmen, und ich stellte mir vor, das zu tun mit freiem Blick auf das Hollywood-Zeichen oder auf die Postkarten-Silhouette der Innenstadt, die sich vor unserem Wohnzimmerfenster auftat.

Vorher mussten die Fenster nur dringend geputzt werden. Und die ehemals weißen Wände hatten nicht nur einen grauen Schleier bekommen, sie wurden auch von zahlreichen Löchern verunziert, die bei meinen Versuchen entstanden waren, zu schwere Bilder oder sonstigen Wandschmuck aufzuhängen.

Ich schluckte. Gerade hatte ich innerlich noch gejubelt. Schon legte sich der erste Freudentaumel. Außerdem musste der Parkettboden im Wohnzimmer unbedingt erneuert werden. Und die Küche hatte so viele Macken, dass ich gar nicht erst anfangen mochte, sie mir einzeln vor Augen zu führen.

"Quatsch!", meinte Noah. "Die streiche ich dir frisch, und dann kommt da ein neuer Wasserhahn dran, und fertig!"

Im Bad brauchten wir obendrein neue Armaturen, nicht nur am Waschbecken, auch in der Dusche.

"Und die Decken, Noah! Guck dir bloß die Decken an!"

Es waren sogenannte Popcorn-Decken, und ich hatte keine Ahnung, wie man so etwas bearbeitete. Als ich das erwähnte, erklärte mir mein Mann: "Das wird gespritzt. Aber so was kann man nicht selbst."

Nun war auch meine letzte Freude über unsere Heimkehr dahin. Ich sah mich um. Unsere Möbel standen ungefähr am richtigen Platz, nur waren sie immer noch verhüllt von den Plastikplanen der Umzugsfirma. Die waren staubig, da hockte ich mich lieber auf den erstbesten Karton. "Küche Wichtig 3 von 3" hatte ich mit Filzstift darauf geschrieben. Mithin gab es irgendwo auch "Küche Wichtig 1" und "Küche Wichtig 2". Wenn wir am Abend noch etwas essen wollten, musste ich mich jetzt daranmachen, die Kartons auszupacken, denn ich wusste nicht mehr, was ich in welchen hineingepackt hatte.

"Was für ein Blödsinn!", schimpfte Noah. "Wir bestellen uns was!"

"Und morgen früh?"

"Da brauchen wir doch nur die Kaffeemaschine."

"Und wo ist die?"

Mein Mann sah mich an, als sei es unentschuldig, ihn nach so etwas zu fragen. Für profane Dinge wie Kaffeemaschinen war ich zuständig.

Ich seufzte und stützte die Ellenbogen auf meine Knie, vergrub das Gesicht in meinen Handflächen. Im Grunde brauchte ich noch gar nicht ans Auspacken zu denken. Bevor ich in die Schränke, die fünf Monate leer gestanden hatten, etwas einräumen konnte, mussten sie erst mal ausgewaschen werden. Ich schreckte hoch. Das Geschirr, die Gläser und die Bestecke mussten nach dem Umzug auch gespült werden, und ich wusste nicht, ob ich dafür genügend Spülmittel im Haus hatte. Aber einkaufen musste ich ja ohnehin, und ...

"Du schaffst das, Lea!"

In Gedankenlesen war mein Mann Weltmeister, da gab es nichts. Nur bezweifelte ich, dass er selbst glaubte, was er da gerade gesagt hatte. Entsprechend sah ich ihn an.

"Was?", meinte er sofort.

Ich presste die Lippen so fest zusammen, dass es schmerzte. Vor einer Woche um diese Zeit hätte Noah vielleicht noch behaupten können, dass ich das alles schaffen würde. Vor einer Woche um diese Zeit hatten wir es nämlich noch nicht besser gewusst. Da hatten wir uns noch Sorgen darüber gemacht, ob es bei unserer Abschiedsparty in Malibu nun Musik gab und ob der Nudelsalat reichte.

Dann hatte Professor Finkelberg angerufen, und seither war nichts mehr sicher, schon mal überhaupt nicht, was ich schaffen konnte.

Krebs. Eierstockkrebs. Klarzellkarzinom.

Das Strafmaß passte zum Urteil: totale abdominale Hysterektomie mit Salpingo-Oophorektomie und Omentektomie; anschließend Chemotherapie. Die Termine standen schon fest.

"Ich schaffe das?", fragte ich jetzt Noah gedehnt.

Er seufzte. Dann setzte er sich auf eines der verhüllten Sofas und fing an, mit seinem Pager zu spielen, ohne mir zu antworten. Ich fragte mich, was ihm wohl gerade durch den Kopf ging – ob ihm überhaupt etwas durch den Kopf ging. Dreimal hatte er einen Termin bei seinem Urologen verschoben. Sein Prostatakrebs war in den Darm gestreut, aber mein Mann zog es vor, sich um Serienmörder und um mich zu kümmern. Dafür hätte ich ihn verprügeln können. In Augenblicken wie diesem war ich regelrecht hasserfüllt.

Samantha rettete uns. Sie miaute zum Gotterbarmen, denn sie steckte immer noch in ihrer Reisetasche, die auf dem Esstisch stand. Ich erhob mich von "Küche Wichtig 3 von 3" und ließ mein Kätzchen heraus.

Samantha stieß einen eigenartigen Ton aus. Sie sprang auf den staubigen Parkettfußboden und robbte wie ein Soldat im Schützengraben zur Tür, die in den Korridor führte. Dort beschnüffelte sie den Teppichboden und arbeitete sich dann zum Schlafzimmer vor. Ich folgte ihr. Plötzlich blieb sie stehen. Sie sah mich an, und dann stieß sie neuerlich diesen eigenartigen Laut aus, den man am ehesten mit dem Pfeifen eines Wasserkessels vergleichen konnte.

"Weißt du, wo du bist?", flüsterte ich.

Mein Kätzchen antwortete mir auf seine Weise. Sie warf sich auf den Rücken und rollte sich genüsslich hin und her.

"Also einer von uns ist schon mal glücklich, wieder hier zu sein!", rief ich ins Wohnzimmer.

Noah schwieg sich weiterhin aus. Vermutlich hatte er mich gar nicht gehört, da er begonnen hatte, Musik zu hören.

Ich kniete mich neben Samantha, streichelte sie und kämpfte gegen die aufsteigenden Tränen. Ich konnte nicht mehr. Der Umzug hatte mir jetzt den Rest gegeben. Von der ersten Operation hatte ich mich noch gar nicht richtig erholt, sollte mich aber schon auf die nächste vorbereiten, und mein Mann zog sich in sich selbst zurück, wie er das immer tat, wenn er deprimiert war oder Angst hatte.

Ich konnte wirklich nicht mehr. Ich konnte nicht mehr denken, und ich fühlte mich auch nicht mehr. Ich wollte mich nicht operieren lassen; das war das Einzige, was ich im Moment sicher wusste.

Noah trat in den Korridor. "Ich muss mal gerade den Tim anrufen."

Er stieg förmlich über mich hinweg und schloss die Tür des Arbeitszimmers hinter sich.

Tim O'Neill und die Sonderkommission des LAPD arbeiteten seit dem letzten Mord des Friseurs ohne jede Unterbrechung. Sie konnten sich keine Ruhepausen und keine Fehler mehr erlauben. Die Presse saß ihnen im Nacken, die Öffentlichkeit trat ihnen auf die Füße, und die Vorgesetzten schauten ihnen auf die Finger. Wenn sie den Friseur nicht schnappten, bevor er wieder zuschlagen konnte, würde das FBI den Fall übernehmen, und das durfte nicht passieren; das erklärte mir mein Noah mindestens zehnmal am Tag. Warum das nicht passieren durfte, leuchtete mir nicht ein, denn es hatte mit männlicher Ehre zu tun und mit der Struktur der Polizeibehörden. Beide waren mir sowohl fremd als auch gleichgültig.

Seufzend stand ich auf und lief zurück ins Wohnzimmer. Ich überlegte, welchen der Kartons ich zuerst auspacken musste, "Küche Wichtig 3 von 3" oder "Küche Wichtig 2 von 3". Nach "Küche Wichtig 1 von 3" suchte ich noch, als Noah bereits aus dem Arbeitszimmer zurückkehrte und erklärte: "Ausgepackt wird hier heute überhaupt nicht mehr, Lea!"

Seit wir wussten, dass ich wieder Krebs hatte, entschied mein Mann häufig über meinen Kopf hinweg. Im Allgemeinen hasste ich das. In diesem Fall war es mir ausnahmsweise recht, und so bezog ich lediglich die Betten.

"Wenn dir das nichts ausmacht, Noah."

"Mir macht fast gar nichts mehr was aus, Lea."

Schweigend lagen wir dann nebeneinander im Dunkel.

Vor genau einer Woche um diese Zeit hatten Noah und ich am Strand von Malibu getanzt. Die Party lief auf Hochtouren, als plötzlich Tim O'Neill auftauchte. Augenblicke später stand ich allein da mit unseren Gästen. Noah ging mit Tim auf Mörderjagd, um alles andere durfte ich mich kümmern. Mein Mann kam die nächsten Tage nur vorbei, um sich zu duschen und umzuziehen. Ich durfte ihn nichts fragen und sollte am besten überhaupt nicht reden. Aber als ich ihm von Finkelbergs Hiobsbotschaft erzählte, schimpfte er, weil ich nicht eher was gesagt hatte.

"Grübelst du schon wieder?", fragte Noah in die Stille.

Ich musste an mich halten. Selbst das Nachdenken wurde mir in letzter Zeit verwehrt. Man erwartete immer nur von mir, dass ich funktionierte, und damit ich auch nur ja funktionstüchtig blieb, sollte ich mich jetzt ... Ich wollte mich nicht operieren lassen. Und eine Chemotherapie kam schon mal überhaupt nicht in Frage.

"Bist du böse auf mich?", fragte ich leise.

"Warum sollte ich denn böse auf dich sein?"

Ich war überzeugt, dass Noah insgeheim böse auf mich war. Er hatte allen Grund dazu. Er war krank und hätte meine Hilfe gebraucht. Statt ihm zu helfen, war ich nun selbst krank geworden, und dadurch waren wir jetzt wie zwei Blinde an einem Steilhang. Gleichgültig, wer von uns beiden den anderen führte, der Absturz war uns sicher.

Ich spürte Noahs Hand auf meiner.

"Lass uns jetzt erst mal schlafen, Lea! Morgen früh sieht die Welt schon anders aus."

Damit hatte mein Mann recht! Als ich am Samstagmorgen ins Wohnzimmer kam, strahlte die Sonne zu den Fenstern herein, sodass ich den Dreck gleich noch viel besser sehen konnte.

Verzweiflung machte sich in mir breit. Es war Samstag, der 16. Oktober 2004, und wenn es nach Noah und Professor Finkelberg ging, sollte ich mich in achtzehn Tagen einer schweren Operation unterziehen. Damit blieben mir bestenfalls noch siebzehn Tage Zeit, um diesen Schweinestall von Wohnung in einen anderen Zustand zu versetzen -- das war nicht zu schaffen.

"Dafür nehmen wir uns jemanden, Lea!"

Entweder hatte mein Mann wieder meine Gedanken gelesen, oder selbst er sah den Dreck im lichten Sonnenschein.

"Wir haben doch jetzt Geld", meinte er und stellte sich hinter mich, umfasste meine Schultern. "Dafür haben wir sogar genug Geld." Dann versprach er mir, sich gleich am Montag mit einer Reinigungsfirma in Verbindung zu setzen. "Und was die Reparaturen angeht, mache ich jetzt gleich mal eine Liste."

Ich versuchte, mich zu entspannen. Durch den Hausverkauf verfügten wir nach langer Zeit endlich wieder über eine kleine Rücklage.

"Wir müssen nur auch Irene das Geld zurückzahlen, Noah. Und mit den Kreditkarten haben wir uns so verschuldet --"

"Wo, hast du gesagt, ist die Kaffeemaschine?"